Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 28 (1986)

Artikel: Heiterkeit, güldene, komm

Autor: Müller, Paul Emanuel

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971996

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heiterkeit, güldene, komm

von Paul Emanuel Müller

O Mensch! Gib acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
«Ich schlief, ich schlief –,
aus tiefem Traum bin ich erwacht: –
Die Welt ist tief,
und tiefer als der Tag gedacht.
Tief ist ihr Weh –
Lust – tiefer noch als Herzeleid:
Weh spricht: Vergeh!
doch alle Lust will Ewigkeit –,
– will tiefe, tiefe Ewigkeit!»

Dieses Gedicht spricht davon, wie wir das, was schön ist und Lust schenkt, zum Dauernden machen möchten. Daraus entspringt Trauer – aber auch die Gewissheit der Tiefe.

Die Verse sind eingemeisselt in den Felsen an der äussersten Spitze der Halbinsel Chastè, draussen im Silsersee, wo die Wellen ihr Lichtspiel in das Dunkel des Waldgrunds werfen. Sie halten die Erinnerung wach an den einsamen Wanderer Friedrich Nietzsche, dem die lichtvolle Landschaft des Oberengadins in seinem von Krankheit gepeinigten und von Missverständnissen verdüsterten Leben hier Stunden des heitersten und tiefsten Glücks geschenkt hat.

In der vielgestaltigen Landschaft des Kantons Graubünden finden ungezählte Menschen Jahr für Jahr Erholung und Kraft.

Die Schriftsteller Conrad Ferdinand Meyer, Friedrich Nietzsche, Hermann Hesse, Rainer Maria Rilke, Heinrich Federer, Jakob Bosshart und Thomas Mann waren besonders treue Gäste Graubündens. Sie dankten mit ihren Arbeiten für all das, was sie empfangen durften – mit Gedichten, Erzählungen und Romanen.

*

Jakob Bosshart ist allerdings nicht nach Graubünden gekommen, um sich an den harmonischen und reinen Formen der Landschaft zu laben, auch nicht um in der Abgeschiedenheit der Berge, in ihrer Stille, ein grosses Werk zu gestalten. Er suchte, wie so viele, so ungezählt viele Menschen Genesung von seiner Krankheit. In Clavadel oberhalb von Davos führte er einen zähen, jahrelangen Kampf mit dem Tod. Besonders während seinem ersten Aufenthalt in den Jahren 1904 und 1905 setzte er sich dauernd mit dem Tod auseinander.

«Der Gedanke an den Tod ist immer heilsam, er tötet nicht, wie man annehmen möchte, er weckt.»

«Wäre der Tod nicht, es würde keiner das Leben schätzen. Man hätte vielleicht nicht einmal einen Namen dafür.»

«Milliarden von Jahren sind an eine Schnur gereiht, aus dieser Schnur werden siebzig herausgegriffen, und einer sagt dir: die gehören dir, nun sieh zu, es ist eine einmalige, nie wiederkehrende Gelegenheit. Und du nimmst die siebzig Jahre, diese einzige Gelegenheit, unbewusst auf dich. Und was fängst du damit an? Wieviel verlierst du davon? Wieviel beschmutzest du davon? Bist du ihr gewachsen? Bist du auch ihrer würdig? Weisst du, was es heisst, gegen sein Leben, gegen die Zeit zu sündigen? Weisst du, was es bedeutet, zum Leben berufen zu sein? Kannst du das fassen? Vergehst du nicht vor Dankbarkeit und in dem Gefühl, des Geschenkes nicht wert zu sein? Da könnte man lange fortfahren und traurig werden . . .»

Das sind Tagebuchnotizen von Jakob Bosshart. Sie lassen sich mit dem einen Satz interpretierend zusammenfassen:

Der Sinn des Todes ist das Leben.

Mit dieser Gewissheit hat Jakob Bosshart am 22. Mai 1905 das Sanatorium in Clavadel wieder verlassen. Er war nicht ein stiller, abgeklärter

Asket, da er in Zürich als Rektor des Gymnasiums und zu Hause als unermüdlich schaffender Schriftsteller die Arbeit wieder aufnahm. Voll Hingabe förderte er die Reform des Gymnasiums. Und mit dem gleichen Einsatz widmete er sich seinen neuen Gedichten und Erzählungen. Vielleicht hat er sich dabei überfordert. Im Februar 1915 erkrankte er an Grippe. Bald darauf musste er wieder nach Clavadel gehen. Die Tuberkulose war erneut – und stärker als vor zehn Jahren – ausgebrochen.

«Immer die Flucht vor dem Schmerz. Ist denn im Leiden nicht jeder gewachsen, von Christus bis zur Wettertanne, die oben am Berghang dem Sturme trotzt? Das Leiden ist kein nagender Wurm am Leben, sondern eine Leiter zur Kraft.»

So lesen wir es in «Ein Rufer in der Wüste». – Was hat Bosshart nicht alles geschaffen während seiner langen Leidenszeit da oben in den Bergen, besonders seit ihm seine Frau, eine Tochter von Bundesrat Forrer, in Clavadel eine Wohnung eingerichtet hatte. Eine Rückkehr nach Zürich nämlich war undenkbar geworden.

Er beschäftigte sich jetzt nicht mehr so intensiv mit dem Tod wie bei seinem ersten Aufenthalt in Clavadel. Eine neue grosse Liebe war in ihm erwacht, die mitleidende Liebe zur Menschheit und zum Kosmos. In diesem Sinne schrieb er seine neuen Dichtungen, leitete er auch die Propaganda für die Erwerbung des Sanatoriums Clavadel durch die Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zürich. In diesem Sinne setzte er sich 1919 durch einen unüberhörbaren Appell für die Freilassung der in Frankreich zurückgehaltenen Kriegsgefangenen ein und warb er 1922 um Verständnis und Hilfe für das hungernde Russland. Im gleichen Sinne übernahm er auch das dornenvolle Amt eines Referenten der Schweizerischen Schillerstiftung und der Werkbelehnungskasse des Schweizerischen Schriftstellervereins.

Die letzten Clavadeler Jahre sind dem Dichter im allgemeinen freundlich dahingegangen. Gerne wanderte er in den Wildboden hinunter, um Ernst Ludwig Kirchner zu besuchen. Die gemeinsam geführten Gespräche schenkten ihm viel. Die visionäre Kraft von Kirchners expressionistischen Bildern aber nahm ihn gefangen. Und so war er denn glücklich darüber, als der grosse Künstler seinen Novellenband «Neben der Heerstrasse» illustrierte.

Der beste Freund aber blieb ihm seine Frau. Am 18. Februar 1924 musste sie ihm die Bitte erfüllen, die er in einem kleinen Gedicht an sie gerichtet hatte:

Drück mir du die Augen zu,
Wenn sie einst erblinden,
Denn sie werden sich zur Ruh
Nicht von selber finden.

Werden starren unverwandt
In des Lichtes Fliessen;
Keine wird wie deine Hand
Sie so linde schliessen.

Jakob Bosshart ist nicht freiwillig hinaufgegangen nach Davos-Clavadel. Aber er hat aus seinem Abgeschiedensein in die Gebirgswelt das Letzte gemacht, was ein Mensch daraus machen kann. Er hat in Graubünden seine eigene Grösse gefunden und ist weitgehend unabhängig geworden von seiner Krankheit und vom Gedanken an den Tod. So konnte er für andere wirksam werden.

*

Eigentlich hat Jakob Bosshart das gelebt, was Thomas Mann mit der Person von Hans Castorp, der Hauptgestalt des Romans «Der Zauberberg», dichterisch gestaltete.

Das vielschichtige Erzählgefüge des Zauberbergromans kulminiert im Kapitel mit der Überschrift «Schnee». Darin werden die Berge oberhalb von Davos, ähnlich wie die Gralsburg im Parzival, zum Schauplatz innerlichsten Geschehens, in dem ein Mensch eingeweiht wird in die Verbundenheit von Tod und Leben, eine Einsicht, aus der sich die Notwendigkeit der Liebe ergibt. Die Begrenztheit des Lebens ist tragisch, denn sie ist auch Begrenztheit der Erkenntnis, Begrenztheit jedes Strebens, denn sie ist auch Notwendigkeit von Krankheit und Tod. Da es aber Leben gibt, muss es auch die Möglichkeit geben, die Tragik zu überwinden. Diese Möglichkeit ist die Liebe. Die letzte mögliche Erfahrung, das Ziel seines Strebens erreicht der Held freilich nicht in der Sanatoriumsatmosphäre, wohl aber

in der Freiheit der Berge, vom wildesten Sturm hingeworfen in den Schnee, ein kleiner Mensch, ausgesetzt in die Unendlichkeit.

*

Auch Rainer Maria Rilke ist als ein Fragender nach Graubünden gekommen. Freilich, damals, im Jahre 1919, fühlte er sich noch nicht von körperlicher Krankheit geplagt. Als er jenen erfüllten Sommer in Soglio weilte, in diesem sehr geschlossenen Dorf auf einer Talschulter des Bergells, der Bergwelt der Sciora gegenüber, die Giovanni Segantini in seinem Bild «armonie della vita» so unvergesslich dargestellt hat, suchte er die Probleme, die ihm der Weltkrieg und die Revolutionen so schmerzlich gezeigt hatte, einigermassen zu verstehen.

Es war ihm wichtig, hier alles zu Ende zu denken. Nur so konnte er die Verbindung mit den vor dem Kriege begonnenen Arbeiten möglich machen. Er wollte vor allem verstehen, warum der einzelne und oft sogar der Intellektuelle, der geistige Mensch als ein Treibender und Schürender in den Ereignissen stand. Lag der Grund für diese Ungeduld vielleicht nicht in den verfehlten und verfahrenen Verhältnissen der menschlichen Dinge, so fragte er sich, und bestand nicht sogar die ernsthafte Notwendigkeit, dass dieses und jenes, ja fast alles an der Wurzel geändert werden sollte? Durch die in ihrem Bestand träge gewordenen Einrichtungen war das Leben verdrängt worden. Unwichtiges, Kleinliches, Fremdes hatte sich vor das Wesentliche gestellt. Deshalb verlangten die ursprünglichen Kräfte ihr Recht und riefen den grossen Sturm, der alles Hinderliche und Hinfällige niederreissen und Raum schaffen sollte für das unendlich junge, unendlich gute und entschlossene schöpferische Gestalten. Das einzige denkbare und vielleicht sogar mögliche Gegengewicht zum fürchterlichen Krieg wäre es gewesen, so folgerte er, wenn eine neue zum Anderssein bereite Gesinnung der Menschlichkeit an mehreren Stellen der erschütterten und beirrten Welt da und dort aufgetreten und durchgedrungen wäre.

Aber dieser zunächst freudige Andrang wandelte sich schnell zu Verzweiflung und Sinnlosigkeit. Die materiellen Bestrebungen überlagerten die geistigen. Die Impulse der Rache erwiesen sich als stärker. Fast alle die Wertvollen, welche die edle Vision der Menschlichkeit voranzutragen meinten, wurden in die Wirbel des wirren, verwickelten Kampfes hineingerissen und gingen unter. Das Gift des abgestandenen Krieges hatte in das Land zurückgeschlagen und reizte weiter und weiter zu den verderblichsten Handlungen. In diesen Überstürzungen fand der unbeirrt Geistige keinen Ort, auf den er sich hätte stellen können.

In der Abgeschiedenheit von Soglio gelang Rainer Maria Rilke das Bekenntnis zur Ununterbrochenheit und Innerlichkeit, die das Gestein hat im Innern der Berge, wenn es sich zum Kristall zusammennimmt. Und er begann das Mineral zu bewundern und als etwas Kreatürliches zu verstehen, dem es gewährt ist, beschäftigt zu sein, jahrelang mitten im Gesetz, und dem in diesem Schaffen das Gelingen geschenkt ist, Klarheit und Form.

In der Anerkennung des evolutionären Gedankens an Stelle des revolutionären, in der Liebe zum organischen Wachstum und der Abwendung von aller eruptiver Veränderung erweist sich die Verwandtschaft Rilkes mit Goethe. Im geduldigen sich Hinneigen zu den leisen, heimlichen, zitternden Verwandlungen zeigt sich die gleiche vornehme und verstehende Haltung, wie wir sie von Adalbert Stifter her kennen, seiner Ehrfurcht vor dem sanft waltenden Gesetz. In dem Zurücktreten Rilkes aus dem Treibenden der Zeit in die Behütung des eigenen Herzens, um dort eine Stätte vorzubereiten, aus der die Verständigungen und Einigkeiten einer geklärten Ferne hervorgehen werden, sehen wir die Nähe zu Franz Grillparzers Gestalten der Selbstbewahrung. Aber auch Rilkes Landschaftsempfinden lässt sich von hier aus verstehen, seine Liebe zu einer fast kargen Harmonie, zur augeglichenen, einfachen und reinen Kontur, seine Abneigung gegen allen Überschwang und gegen alles Zu-Vielgestaltige, Zerteilte. Dem Einheitlichen, ihm gehörte sein Wesen. Er war ganz auf Gleichgestimmtheit angelegt.

Dafür aber, dass er selber sich mitten in das sanft und geduldig waltende Gesetz einfinden konnte, arbeiteten Garten und Haus des Palazzo

Salis in Soglio in ihrem stummen, seit Jahrhunderten gewachsenen Dasein. Auch seine Gastwirte sorgten dafür. Damit er vom Lärm der Kinder nicht gestört wurde, stellten sie ihm die kleine Bibliothek zur Verfügung. Für Rilke bewährte sie sich wie ein Heiligtum.

«Denken Sie nur, was sich noch alles eröffnen sollte: ein altes, den Gästen sonst nicht zugängliches Bücherzimmer, die alte, hier noch vollständig aufbewahrte Salische Bibliothek! Ein altmodischer Raum, still, nach dem Garten zu, der durch die offenen kleinen Fenster nun grün hereinscheint und hereinsummt, über dem Kamin ein riesiges Wappenbild der Salischen Weide, ein altes Spinett davor, in der Mitte ein fester quadratischer Tisch des siebzehnten Jahrhunderts, ihm gegenüber ein grossmächtiger Sessel, Louis Quatorze, mit der alten gestickten Polsterung, an einem der drei Fenster war eine wahrhafte eiserne Truhe – und sonst? Bücher, Bücher, Bücher. Reihen entlang und Schränke voll. Bücher des siebzehnten Jahrhunderts, ja noch viele Schweinsleder-Bände und Bändchen des sechzehnten, die Memoirenliteratur des achtzehnten in reizenden Lederbänden, der ganze Linné und viel Schweizerisches und Bünderisches, natürlich auch die Dichter . . .»

«Darauf entdeckte ich mir den alten Garten, der neben schöner Vernachlässigung leider auch schlechte aufweist. Aber die Buchsbaumreihen der Rasenstücke sind noch von dem herkömmlichen Schnitt und aus hochgewachsenem Buchs sind Architekturen gebildet, die alte verfallenen Mauer entlang. Dazwischen stehen viele Landblumen, halb verwilderte Rosen, Nelken, Johannisbeersträucher mit reifen Beeren und ein paar Kirschbäume voll hellroter Glaskirschen. Und zwischen dem allem der wunderbare graue Gneis, der die Terrassen trägt, eine Treppe bildet, vier zerfallene Stufen; eine über das Wachstum still hinausgeschobene Vase . . .»

*

Conrad Ferdinand Meyer durfte schon als dreizehnjähriger Knabe die Landschaft Graubündens erleben. Im Jahre 1838 nahm ihn sein Vater auf eine Wanderung mit, welche durch die wilde Via Mala-Schlucht führte. Fast fünfzig Jahre später hat der Dichter dieses Erlebnis in seiner Novelle «Die Richterin» aus der Erinnerung nachgestaltet:

«Über der raschen Flut drehten und krümmten sich ungeheure Gestalten, die der flammende Himmel auseinanderriss und die sich in der Finsternis wieder umarmten. Gestreckte Arme schleuderten Felsstücke gegen den Himmel. Hier wuchs ein drohendes Haupt aus der Wand, dort hing ein gewaltiger Leib über den Abgrund. Mitten in weisser Gischt lag ein Riese, liess sich den ganzen Sturz und Stoss auf die Brust prallen und brüllte vor Wonne.»

Seit dieser ersten Wanderung ist der Dichter immer wieder ins Gebirge gereist. Die Landschaft Graubündens lebt in seinem Werk ebenso eindrücklich wie einzelne Gestalten aus der Bündner Geschichte. Das gilt nicht nur für den Roman «Jürg Jenatsch», es gilt ebensosehr für manche Novelle und besonders für einzelne Gedichte.

«Das weisse Spitzchen» – wer hat dieses Gedicht nicht in der Schule gelesen und hätte dabei nicht gerne selber das Schreibzeug verpackt, um an den Davosersee hinaufzufahren und sich am Anblick des Tinzenhornes zu freuen? – Weniger bekannt ist das Gedicht «In Harmesnächten», das ebenfalls auf St. Wolfgang bei Davos geschrieben worden ist.

Die Rechte streckt ich schmerzlich oft
  In Harmesnächten
Und fühlt' gedrückt sie unverhofft
  Von einer Rechten –
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
  Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
  Mit uns verbünden.

Die Harmesnächte erinnern an die freud- und schmerzlose, an die ereignislose Jugend des Dichters und an seine schwierigen Beziehungen zur Mutter. Die Gewissheit der Gottesnähe aber erinnert daran, wie er das Hochgebirge erlebt hat:

Himmelsnähe

In meiner Firne feierlichem Kreis
Lag ich am schmalen Felsengrate hier,
Aus einem grünerstarrten Meer von Eis
Erhebt die Silberzacke sich vor mir.

Der Schnee, der am Geklüfte hing zerstreut,
In hundert Rinnen rieselt er davon
Und aus der schwarzen Feuchte schimmert heut
Der Soldanelle zarte Glocke schon.

Bald nahe tost, bald fern der Wasserfall,
Er stäubt und stürzt, nun rechts, nun links verweht,
Ein tiefes Schweigen und ein steter Schall,
Ein Wind, ein Strom, ein Atem, ein Gebet!

Nur neben mir des Murmeltieres Pfiff,
Nur über mir des Geiers heisrer Schrei,
Ich bin allein auf meinem Felsenriff
Und ich empfinde, dass Gott bei mir sei.

Die erstarrte Welt löst sich in Bewegung auf. Sie weckt die zarte Schönheit der Blume, sie teilt dem Wasserfall ihr Leben mit und gibt dem Tier neue Lust und neue Freiheit. – Wie herrlich der Wasserfall gezeichnet ist! Er ist dem Dichter zugleich tiefes Schweigen und steter Schall. Wir fühlen, die Worte reichen nicht aus, die Erschütterung, die den Dichter erfasst und ihn zum Ergriffenen gemacht hat, auszudrücken. Er weilt in einer neuen Welt, jenseits der so relativen Begriffe wie «sprechen» und «schweigen». Hier atmet ein Gebet!

Nicht weit von den bis jetzt besprochenen Gedichten entfernt, aber doch etwas anders zeigt sich das dem Morteratschgletscher gewidmete Lied «Firnelicht»:

Wie pocht' das Herz mir in der Brust
Trotz meiner jungen Wanderlust,
Wann, heimgewendet, ich erschaut
Die Schneegebirge, süss umblaut,
  Das grosse stille Leuchten!

Ich atmet eilig, wie auf Raub,
Der Märkte Dunst, der Städte Staub,
Ich sah den Kampf. Was sagtest du,
Mein reines Firnelicht, dazu,
  Du grosses stilles Leuchten?

Nie prahlt ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
  Das grosse stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh im Grabe ruhn?
Was geb ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
  Ein kleines stilles Leuchten!

Wir kennen die vielen grossen Vaterlandsgedichte von Gottfried Keller. Wir freuen uns immer wieder über die Begeisterung, die aus seinen Liedern spricht. Aber wir wollen darob doch auch nicht vergessen, dass Conrad Ferdinand Meyer in seiner still bescheidenen Art Zeugnis ablegt von seiner nicht minder tiefen Liebe zur Heimat und ihrer Landschaft.

*

Im Gebirge fand Jakob Bosshart die Kraft zum Leben, entdeckte Thomas Mann das Geheimnis der Liebe, erlebte Rainer Maria Rilke das sanftwaltende Gesetz des Lebens und Conrad Ferdinand Meyer die Nähe Gottes. Allen aber schenkte die verhältnismässig ungestörte Landschaft Graubündens Erholung, Kraft und innere Heiterkeit. Ihnen allen ist das zum Geschenk geworden, was auch Friedrich Nietzsche, dem unermüdlichen Wanderer, im Engadin geschenkt worden ist und was er in zwar nur sehr wenigen, dafür aber unendlich beglückenden Gedichten ausgesprochen hat.

In den dithyrambischen Versen mit dem Titel «Die Sonne sinkt» fasst er seine entscheidenden Landschaftserlebnisse zusammen zu einem rauschenden Gesang, das Erlebnis des Meeres und das Erlebnis der Seen- und Gletscherwelt des Oberengadins.

Heiterkeit, güldene, komm!
  du des Todes
heimlichster, süssester Vorgenuss!
– Lief ich zu rasch meines Wegs?
Jetzt erst, wo der Fuss müde ward,
  holt dein Blick mich noch ein,
  holt dein *Glück* mich noch ein.
Rings nur Welle und Spiel.
  Was je schwer war,
sank in blaue Vergessenheit, –
müssig steht nun mein Kahn.
Sturm und Fahrt – wie verlernt er das!
  Wunsch und Hoffen ertrank,
  glatt liegt Seele und Meer.

Siebente Einsamkeit!
  Nie empfand ich
näher mir süsse Sicherheit,
wärmer der Sonne Blick.
– Glüht nicht das Eis meiner Gipfel noch?
  Silbern, leicht, ein Fisch,
  schwimmt nun mein Nachen hinaus.